André Bawar ist in Schleswig geboren und arbeitete nach seinem Studium der Kommunikationswissenschaften und Soziologie zwanzig Jahre als Autor für diverse Fernsehsender. Seit 1986 lebt er in Berlin, mittlerweile mit Familie. Zwischen 2010 und 2012 veröffentlichte er im Emons Verlag eine vierbändige Küstenkrimireihe, angesiedelt in der Hansestadt Wismar und an der deutschen Ostsee. »Amok Baby« ist sein erster überregionaler Kriminalroman und sein fünftes Buch.
Weitere Informationen unter: www.moewenkopf.com

Das Schicksal der Friederike Marx beruht auf einer wahren Begebenheit. Aus Gründen der Rücksicht und der Rechtslage sind alle Namen und Charaktere verändert worden, sodass Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen rein zufällig wären. »Amok Baby« ist die Geschichte einer destruktiven Erregung. Eine Erregung über ein Gesundheitssystem zwischen Korruption und Dilettantismus. Alle Diagnosen und Therapien sind real, nichts ist verfälscht worden. Dennoch handelt es sich um einen Roman … und nichts als einen Roman.

ANDRÉ BAWAR

AMOK BABY

THRILLER

emons:

In dankbarer Erinnerung an meine Eltern

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: iStockphoto.com/221A
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch, Franziska Emons
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Carlos Westerkamp
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-476-2
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

I'm an ordinary man … with a time bomb in my hand.

Iggy Pop (1993)

Wir erschrecken über unsere eigenen Sünden,
wenn wir sie an anderen erblicken.
Johann Wolfgang von Goethe (1775)

EINS

Heute

»Der Tod *ist* eine Lösung.«

Wer etwas anderes behauptet, ist nicht ehrlich oder mutlos.

Genug gewartet, sieben Jahre lang. Der Tod eines Menschen ist nicht mehr als ein Schlusspunkt und Neubeginn zugleich. Nichts bleibt, alles kehrt wieder – der ewige Kreislauf. Unterbrochen von einer Schrecksekunde. Die ersehnte Befreiung, im besten Fall endgültig.

Der Tod ist eine *Er*lösung. Den bisherigen Opfern wird er nicht helfen, aber *mich* soll er befreien. Darauf wird Verlass sein. Was mich da so sicher macht? Erfahrungswerte. Sieben Jahre können eine lange Zeit sein.

Der Mensch, der exekutiert und ins Jenseits befördert wird, schweigt, staunt und sitzt aufrecht hinter einem schweren schiefergrauen Bürotisch. Er trägt keinen standesgemäßen weißen Kittel, der hängt am Garderobenhaken an der fest verschlossenen Zimmertür, sondern er ist – wie eigentlich stets – leger und gut bürgerlich gekleidet. Detlev Bronkhorst. Arzt. Neuropädiatrie. Eine Koryphäe.

Ein selbstsicherer Typ. Bronkhorst kennt seine Wirkung. Doch just in diesem Moment fällt auf, dass irgendetwas anders ist. Etwas stört, vielleicht ist es die stickige Luft … Es riecht. Es riecht nach Schweiß, vermengt mit einem Hauch zu teuren Rasierwassers.

In den letzten sieben Jahren habe ich viel aus Bronkhorsts Milieu erfahren und ertragen müssen. Doch aus unseren verschiedenen Sichtweisen stellen sich die Dinge kurios, verdreht, unvereinbar dar. Das liegt im Charakter der Institutionen begründet: hier ein Krankenhaus, dort ein Elternhaus.

Sein Leben hängt am seidenen Faden, und er verwaltet sein ty-

pisch spitzbübisches Lächeln, geradewegs so, als kontrolliere er und nicht ich die Situation. Wir schweigen uns an. Er prüft mein Urteilsvermögen und weiß, dass es mir ernst ist. Nach einem Wimpernschlag des Erstaunens bemüht er sich um sachgerechte Kommunikation.

Die Schusswaffe ist auf ihn gerichtet.

Egal was passiert, Professor Dr. med. Detlev Bronkhorst verliert niemals die Contenance. Ein entspannter, unbefangener Arzt, gnadenlos lässig.

Zu seiner Verteidigung: Niemals hörte ich ihn je ein unfreundliches oder hartherziges Wort gegen einen seiner kleinen Patienten erheben. Weder in seinem einladenden Ordinationszimmer, in dem wir uns jetzt gegenübersitzen, noch auf der weitverzweigten Station seines Kinderklinikums, der sogenannten Rummelsburg, erlebte ich ihn jemals zweifelnd oder gar verzweifelt. Ein Mann, der sein Territorium und vor allem seine Nerven eisern im Griff hat.

Dazu sein gewinnendes Lächeln. Karamellbraune Haare, matter Teint, schmalgliedrige Finger. Einnehmendes Wesen, mit dem er im Film den distinguierten Liebhaber geben könnte. Vielleicht eine Spur zu selbstgefällig; eine kleine Schwäche. Ansonsten ein überaus sympathischer Typ, der nun irritiert registriert, wie ihm eine Schweißperle am Haaransatz herabrinnt.

»Der Tod ist *keine* Lösung«, versucht er, den Faden wieder aufzunehmen.

Es tut gut, die Dinge zu regeln, bevor es zu spät ist. Da man nichts mitnehmen kann, sollte man den Zierrat aus seinem kleinen Schuhkarton rechtzeitig entrümpeln. Ich bin gewappnet, seit Langem auf alles vorbereitet.

Die Mündung der Pistole zielt auf seinen Kopf. Sporadische Blockierung des Sprachzentrums. Der kleine Tropfen läuft über die Stirn und verfängt sich zwischen seinen zusammengewachsenen Augenbrauen. Höchstwahrscheinlich kitzelt es ihn. Er wagt nicht, es wegzuwischen. Langsam sickert ein verstörendes Gefühl des Ausgeliefertseins in seine Brust. Sein Thorax hebt sich ruckartig,

ein stummer Seufzer. Er ahnt: Eine zu hastige Bewegung, und er hätte womöglich verloren. Ausgehaucht – für immer und ewig!

Vorfreude glimmt in mir auf. Meine rechte Hand ist konzentriert und ruhig. Der Lauf richtet sich auf seine Stirn. Ich zähle ihre kurzen, tiefen Falten. Leicht gerötet. Gut durchblutet. Der Schweißtropfen hängt fest.

»Kein Grund zur Sorge. Wenn es geschieht, geschieht es mit Präzision. Die Genauigkeit ist unser gemeinsames Steckenpferd, Herr Doktor! Ich habe Ihnen lange zugehört, exakt zugehört.« Ich tippe mit dem Lauf gegen mein Scheitelbein. »Alles bis ins Kleinste protokolliert. Früher oder später hat jeder von uns die Konsequenzen seines Handelns zu tragen. Den Unterschied macht nur die Dauer der Qual. Im Gegensatz zu den anderen haben Sie großes Glück.«

Er stutzt, besinnt sich, taucht ab in seine vertraute Welt. »Mein Alltag wird fortwährend von Qualen begleitet.« Vorsichtig lehnt er sich in seinen ledernen Sessel zurück. »Todkranke Kinder und ihre verzweifelten Eltern. Töchter, Söhne, Kleinkinder, denen nicht mehr zu helfen ist. Ich habe Menschen gesehen, die weitaus mehr Grund haben, zu leiden, und vielleicht sogar ein Anrecht, Richter zu spielen. Im Gegensatz zu Ihnen. Im Gegensatz zu Ihrer Familie.«

Eine gezielte Provokation, die ich teilnahmslos hinnehme. »Nicht Ihr Niveau, Professor.«

Langsam spanne ich den Abzug. Gefährliches Knarzen in einem sauerstoffarmen Raum.

Mittlerweile schwitzen wir beide. Anfang August, hochsommerliche fünfunddreißig Grad, in einer Betonwüste, die niemals schläft. Flirrende Hitze über einem Kinderklinikum ohne Klimaanlage. Ein heißes Pflaster, wie so viele andere Einrichtungen zum gnadenlosen Sparen verdammt. Ansonsten ein riesiges Haus mit tadellosem Ruf. Die Rummelsburg – zwischen Friedrichshain und Lichtenberg. Kompetenzklotz. Ungeheuerlich beeindruckend. Fast hätte ich mich ihm hingegeben. Totales Vertrauen auf Basis totaler Verunsicherung. Es hat mich vollständig ruiniert. Aber ich gebe keinem die Schuld. Ich räume nur den Professor aus dem Weg. Das

ist alles. Dann gehe ich fort. Das große Haus wird weiterleben, seine Kapazität nicht.

»Hören Sie! Sie sollten nach Hause fahren.« Durchdringend schaut er mich an. »Sie sollten sich ausschlafen. Sie sehen müde aus, sie müssen schlafen. Wir vergessen das Ganze, und Sie fahren nach Hause und schlafen sich aus. Was halten Sie davon?«

Jahrelang nicht mehr geschlafen. Mal eine Stunde, mal zwei, mehr nicht. Nachts endlose Phasen des Wachseins. Dann einige wenige Minuten dösen, in seichten Dämmerschlaf versinken, niemals längerer Tiefschlaf. Im Innersten immer hellwach.

Livin' in a world insane. They cut out some heart and some brain …, schießt es mir durch den Kopf. *Been filling it up with dirt. Yeah baby, dunno how it hurts …* The Saints – australische Punkrockband. … *To be stranded on your own. Stranded far from home …*

Seit mein Plan gereift ist, schlafe ich wieder. Keine sechs bis acht Stunden, kein Schönheitsschlaf. Aber Stunden, die Kraft geben. Einschlummern wie dahinscheiden. Vorgeschmack auf das letzte Erkalten. Seitdem das Böse von mir Besitz ergriffen hat, gibt es mir die Kontrolle über meine gereizte Seele zurück.

»Sie sehen müde aus«, wiederholt er hohl.

»Ich schlafe gut. Fast wie ein Baby!« Ich lächle den Arzt an. »Wobei Sie wissen, dass das so nicht stimmt. Viele Ihrer Kinder schlafen gar nicht. Oder sie schlafen ein und wachen kurz danach wieder auf – von fürchterlichen Wein- und Schreikrämpfen gebeutelt. Wochenlang. Monatelang. Erbärmlich.«

Wie ein Alptraum, der Wirklichkeit wird und niemals enden will. Die Kraft schwindet. Sie schwindet nur ganz langsam. Aber sie schwindet definitiv.

»Wie viele Kinder haben Sie sterben sehen, Professor? Wie viele? Verraten Sie es mir? Bitte!«

Tränen wollen in meine Augen schießen. Ich blinzele sie weg.

»Bitte!«, dränge ich ihn ein weiteres Mal.

Bronkhorst knetet seine gepflegten Hände. Ihn irritiert die Nachdrücklichkeit meiner Bitte. Er hat den Tod vor Augen, und der

bittet ihn um eine Auskunft. Was soll er antworten? Die Wahrheit? Oder findet er keine Antwort? Sein Blick schweift ab, suchend, unschlüssig, um schließlich auf dem eigentümlichen Kunstwerk an der Wand zu seiner Linken zur vorläufigen Ruhe zu gelangen.

Ich folge seinem Blick. Eine modische Collage, auf etwa einem Meter Breite und anderthalb Metern Länge. Die Basisfarbe ist Blau. In der oberen Hälfte ein wilder Mix aus Plakatfetzen, Notenzetteln, zerrissenen Konzertfotografien. Darunter Gitarrensaiten drapiert, einige Plektren verstreut, zwei gekreuzte Drumsticks, die im spitzen Winkel von der Unterlage in den Raum ragen. Engelsgleich umschlungen von kitschigen Flügeln aus goldenen Federn.

Moderne Kunst, nehme ich an.

»Wissen Sie, von wem das ist?« Ein Zwischenton von Überlegenheit schwingt in seiner Stimme. Fatale Haltung. Vermutlich Todesurteil.

Eine unstrittige Kuriosität: Ärzte verehren die Kunst. Immerzu und überall hängen Kunstwerke an ihren Praxiswänden. Alle Welt staunt, niemand versteht den tieferen Sinn. Beim Zahnarzt veredeln afrikanische Holzschnittskulpturen das getünchte Mauerwerk. Der Orthopäde verwendet kunstvolle Raumteiler, besprüht mit surrealen Motiven eines bekannten Graffiti-Sprayers. Bei der HNO-Ärztin sind es zeitgenössische Fotos mit indischen Motiven eines weltberühmten Fotografen. Dagegen wirken die Repliken der Renaissance und des Barock, die die weißen Wände meines Hausarztes schmücken, fast schon peinlich antiquiert.

Der Mediziner empfindet eine Art Seelenverwandtschaft. Die ärztliche Kunst sei ähnlich kreativ. »Ein Meisterwerk, diese OP, Herr Professor!« Manch ein Heilkünstler rühmt sich für Geschmack und Stilgefühl und orientiert sich am Freigeist des Künstlers. Klingt pathetisch und prätentiös, ändert aber nichts an dem Dilemma, dass sich Spitzenvertreter der Zunft unfehlbar fühlen … ähnlich einem großen, etablierten Künstler. Doch dann der Kunst*fehler* und der überraschende Karriereknick. Schluss. Ende. Aus. Und die Kunst des Mediziners hinterlässt ihre Opfer …

»Was haben Sie dafür machen müssen?«, frage ich.

»Wissen Sie, von wem das ist?«, wiederholt er nur.

Sein Pech. Kein Auditorium. Nur eine gemeine Waffe, die auf ihn gerichtet ist.

Stranded – I'm so far from home. Stranded – yeah I'm on my own. Stranded – you got to leave me alone. 'cause I'm stranded on my own …

Der Song im Kopf führt mich heim zur Klarheit. Netter Ablenkungsversuch, Bronkhorst! Kurzzeitig war mir die Konzentration entglitten. Zurück zum Grund meines Besuches.

Gelassen hebe ich die Schusswaffe um die verloren gegangene Nuance wieder an. Mein Tag ist gekommen. Die Zeit der Verdrängung ist vorüber. Die Phase des Grübelns geht zu Ende.

»Ich habe ein Bild im Kopf … seit sieben Jahren. Mein Bild. Das Bild einer heilen Welt.«

Die Periode des Zorns hat begonnen.

»Rolling Stones!« Er lächelt, schaut mich herausfordernd an. »Ein echter Ron Wood.«

Ich zähle herunter: drei … zwei … eins …

ZWEI

2013

Der Leiter des Sozialpädiatrischen Zentrums Ideal war ein hundertzwanzig Kilo schwerer Kinderarzt namens Kaspar Wolf. Während seiner zehn Berufsjahre im SPZ hatte Wolf bislang zwölfhundert Kinder durch ihre schwere Kindheit begleitet. Er kannte regelmäßige Auseinandersetzungen mit betroffenen Eltern, scheute sie aber.

In seinem Team duldete er niemanden, der eine andere Meinung vertrat. Sein Job war anstrengend, Loyalität der Kollegen Grundvoraussetzung. Wolf hasste unnötige Kraft- und Zeitvergeudung, seine Einrichtung hatte zu funktionieren – möglichst unauffällig.

Die Leute hatten die Vorstellung, sinnierte er auf der Veranda, während er seinen Blick durch den Garten schweifen ließ, dass ein SPZ in einem Stadtteil mit überproportional hoher Geburtenquote und entsprechend hohem Anteil an Problemkindern lief wie geschmiert.

Bäume und Sträucher waren bereits kahl, die Vorhersage hatte für die kommende Nacht ersten Frost prognostiziert. Es wurde Zeit, die Rosen anzuhäufeln und das Laub zusammenzuharken. Er wollte mit Clemens Kötter reden. Sein zuverlässigster und liebster Mitarbeiter ging ihm nicht nur beruflich, sondern auch privat gern zur Hand.

Ein toller, loyaler Mann, dachte Wolf. Genau der richtige Typ zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

Wolf liebte Redewendungen, sie waren leicht abrufbar und kannten selten Widerspruch. Floskeln ersetzten das Denken. Er hob das Glas, genehmigte sich einen Schluck Burgunder und atmete durch.

Vom nahen Teufelssee strömte kühle Abendluft herauf.

Das Verandalicht, das an einen Bewegungsmelder gekoppelt war,

erlosch. Die Villa im Grunewald war sein Refugium. Sein Schlupfwinkel auf einer kleinen Anhöhe, von wo er die Lichter des Radargerätes droben auf dem Drachenberg sehen konnte. Mittlerweile bewohnte er das Haus allein. Seine Frau hatte sich vor drei Jahren von ihm getrennt, ohne sich scheiden zu lassen. Sie hatte jemand anderes kennengelernt und war in einer Sommernacht Hals über Kopf und nur mit dem Allernötigsten, das sie in drei Reisetaschen gestopft hatte, ausgerissen und aus Berlin verschwunden. Kaspar Wolf wusste nicht, wohin. Das Scheitern seiner Ehe, davon war er überzeugt, lag in erster Linie an seinen langen Arbeitszeiten. Alles andere war bloßes Gerede.

Doch von nichts kommt nichts, dachte er, wischte mit der Hand über sein schütteres Haar und die düsteren Gedanken fort. Das bittere Finale einer dreizehnjährigen Beziehung hatte seiner Liebe zu den eigenen vier Wänden keinen Abbruch getan. Gelegentlich wunderte er sich darüber. Er wusste, dass das Gegenteil die Norm war. War die Ehe kaputt, war das Heim zerstört. Manch gehörnter Ehemann verscherbelte es dann auf Ramschniveau, wollte nur noch raus aus dem Haus. Doch was sollte er tun? Leiden heucheln, wo kein Leiden war?

Er blinzelte in die tief stehende Sonne, die hinter dem See unterging. Dr. Wolf liebte diesen Anblick, er erfüllte ihn mit Ruhe. Es gab Menschen, die verfielen im Herbst in Selbstmitleid und Depression, doch er mochte die bunteste Jahreszeit. Schneeluft Mitte November – wann hatte es das letztmalig gegeben? Wolf erinnerte sich nicht.

Bis zum See waren es zweihundert Meter. Ein leicht abschüssiger Hang, der in einem kleinen Waldstück unmittelbar vor dem Ufer endete. Zwischen den Baumstämmen hindurch funkelte das Wasser.

Ihn irritierte etwas in diesem Stillleben. Er kniff die Augen zusammen und atmete geräuschvoll durch.

Nochmals nippte er von seinem Wein und fixierte das Panorama, erahnte grob einen Makel. Eine Silhouette? Wie ein missratener Scherenschnitt riss sie eine kantige Fläche in den vertrauten Anblick.

Dort stand jemand und rührte sich nicht. Ein Fremdkörper in seiner geliebten Landschaft.

»Hey! Hallo!«, rief Kaspar Wolf verhalten.

Vielleicht ein Tier, das sich aus dem Grunewald hierher verlaufen hatte. Wolf kratzte sich am Kopf, und die Veranda- und Gartenbeleuchtung schaltete sich ein. Er setzte seinen massigen Körper in Bewegung. Bedächtig schritt er bis an die Umzäunung seines Grundstücks. Er konzentrierte sich, schaute, verharrte. Das Gartenlicht erlosch.

Er musste die Dauer erhöhen, überlegte Kaspar Wolf, eine Minute oder besser zwei … Und dann sagte er laut: »Da ist doch einer, dort unten am See. Da beobachtet jemand mein Haus.«

Langsam hievte er seine zweieinhalb Zentner über die niedrige Hecke, die sein Anwesen vom Rest des Hanges trennte. Er erinnerte sich an die Vorbesitzerin, die erzählt hatte, dass die Böschung zum See vor vielen Generationen als Schafweide genutzt worden war. Wolf bemerkte das geleerte Weinglas in seiner Hand, stutzte, wusste nicht, wohin mit dem Gefäß, und hielt inne. Rötlicher Abendhimmel.

»Wer sind Sie? Was machen Sie hier?«, rief er lauter, angespannter.

Die Gestalt bewegte sich unmerklich, ihre Konturen verschoben sich an den Rändern – wie bei einem tiefen Ein- und Ausatmen.

»Egal, was Sie wollen, Sie können mir ruhig antworten!« Wolf stolperte zögerlich den Hang hinunter. Trotz der abendlichen Kühle begann er zu schwitzen. Die fremde Erscheinung war keine zwanzig Meter mehr entfernt. Kein wildes Tier, das wusste Kaspar Wolf jetzt mit Sicherheit und schnaufte durch. Einfach nur ein Mensch aus Fleisch und Blut und Knochen.

Da streckte der Unbekannte seinen Arm aus, als wollte er ihn per Handschlag begrüßen. Wolf zuckte zusammen, wich zurück, lachte kurz auf. »Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste!«

Gegenüber eisiges Schweigen.

Normaler Wuchs, gängige Statur, Details im Gegenlicht nicht erkennbar. Wolf spürte den weichen Grund unter seinen Schuhen, das Wasser des Sees war nicht mehr weit. Das Antlitz blieb im

Schatten, obwohl beide nur noch wenige Schritte getrennt waren. Die Hand, die sich ihm entgegenstreckte, schien schmal und sanft, aber in ihrer Geste unnachgiebig. Auf unerklärliche Weise fühlte sich Kaspar Wolf angezogen. Im Gehen wechselte das Weinglas von seiner rechten in die linke Hand. In einer Mischung aus Neugier und Verblüffung schickte er sich an, die Einladung anzunehmen.

Plötzlich ging alles sehr schnell.

Den Schnitt selbst erfasste er nicht. Auch sein Schrei blieb stumm. Die linke Hand ließ das Glas geräuschlos zu Boden plumpsen. Er blickte auf die schwammige Erde. Dort lag seine Rechte im Ufergras. Steife Finger, die trügerisch zuckten. Aus seinem Armstumpf spritzte es ihm mitten ins Gesicht. Gebrochen durch die Blutgischt erkannte Wolf die fremde Physiognomie …

Am frühen Morgen fand Bond eine Leiche in seinem Revier. Schnüffelnd markierte der schwarz-weiße Husky sein angestammtes Jagdgebiet, stürzte sich spielerisch am Rande des Sees auf den leblosen Körper und schnappte sich anschließend ein abgetrenntes Stück Fleisch. Winselnd tollte er zu seinem Herrchen und ließ eine menschliche Hand aus seinem Maul vor dessen Füße kullern.

Der Zugang zum Fundort war schwierig. Die fünf Fahrzeuge aus dem Abschnitt 24 der Polizeidirektion 2 in Berlin-Charlottenburg mussten sich abseits der Teufelsseechaussee über einen schmalen Schotterweg schlängeln, um von dort das Equipment der Spurensicherung einen glitschigen Trampelpfad zum See hinunterzutragen.

Während vier uniformierte Beamte um Torso und Tatort eine Absperrung errichteten und einige wenige Schaulustige und die ersten Pressefotografen auf Abstand hielten, schlug sich der kläffende Vierbeiner mit dem berühmten britischen Namen abermals in die Büsche und ins angrenzende Moor.

Auf den See drückte herbstlicher Frühnebel. Der Hundebesitzer gab sich Hauptkommissar Piontek als entfernter Anwohner zu erkennen, der mit Bond seine allmorgendliche Runde um den Teufelssee gemacht hatte.

Auch auf inständiges Bitten traute er sich nicht, den Leichnam genauer anzuschauen, um den Rumpf eventuell identifizieren zu können. Stattdessen zitierte er nervös seinen Hund herbei.

Nachdem Bond artig sein nächstes Geschäft erledigt hatte, zerrte der junge Rüde knurrend einen Kopf aus dem Unterholz. Grotesk und schwer baumelte der Schädel zwischen den Lefzen des Huskys. Der Schock des Nachbarn wuchs sich zu hysterischem Geschrei aus. Der blauäugige Bond freute sich über so viel Anteilnahme, ließ das Haupt zu Boden plumpsen und bellte begeistert. Speichelfäden tropften auf das fahle Antlitz. Das Herrchen versuchte verzweifelt, den Kläffer an die Leine zu nehmen, drehte sich dann abrupt gen Ufer und übergab sich in den See.

»Riecht nach Pisse.« Piontek hockte vor dem grausigen Fund und kräuselte angewidert die Nase. Er deutete auf den abgeschnittenen Schädel. »Vielleicht Hundepisse.«

Piontek galt als cooler Cop. Seit drei Jahren arbeitete er unweit der Spree bei der 9. Mordkommission am Kaiserdamm in Charlottenburg. Seine Ausbildung zum Kripobeamten hatte er im Ruhrgebiet absolviert. In Gelsenkirchen war er aufgewachsen, mit dem FC Schalke 04 groß geworden. Seit einem Vierteljahrhundert lebte er in Berlin, hatte verschiedene Kripodezernate durchlaufen, und längst war der 1. FC Union seine sportliche Heimat. Sämtliche Kontakte nach Hause waren abgerissen oder eingeschlafen. Piontek hatte das nie bedauert.

Als leitender Hauptkommissar der neu geschaffenen 9. Mordkommission hatte er bislang dreizehn Todesfälle zu bearbeiten gehabt. Die meisten Tötungsdelikte beruhten auf Streit; Geld oder Liebe hießen die klassischen Motive. Oft waren Alkoholkonsum oder harte Drogen im Spiel. Ein Auftragsmord im organisierten Verbrechen. Alles in allem keine Mysterien, die nicht enträtselt werden konnten. Seine Aufklärungsquote: einhundert Prozent.

»Da ist einer komplett ausgerastet«, meinte Maria Tornow, achtunddreißig, elf Jahre jünger als Piontek und als Oberkommissarin desselben Dezernats einen Dienstgrad niedriger eingestuft.